

JANNA STEENFATT

ROMAN

DIE
ÜBERFLÜSSIGKEIT
DER DINGE

HOFFMANN UND CAMPE



JANNA STEENFATT

DIE
ÜBERFLÜSSIGKEIT
DER DINGE

ROMAN

HOFFMANN UND CAMPE

und sah mich dabei an, mit einem Blick, den ich sehr gern vergessen würde. Ich stand eine Weile im Türrahmen, dann zog ich die Tür hinter mir zu, ging langsam die Treppe hinunter und legte mich auf das Sofa. Am Morgen fuhr sie mich zum Bahnhof und stieg nicht mit aus. Falk hatte ich nichts davon erzählt. Ich hatte sie nie wieder nach Geld gefragt.

Ich rannte durch den Innenraum des Schiffes, riss die Tür mit der Aufschrift *WC* auf und übergab mich in ein nach synthetischer Zitrone riechendes Klo. Die Maschinen dröhnten, das Schiff hatte wieder volle Fahrt aufgenommen. Der Noppenboden vibrierte beruhigend unter meinen Knien. Die Bestatterin musterte mich mit mäßig besorgtem Blick, half mir auf, legte eine Hand auf meine Schulter und ließ sie dort liegen. Ihre Bluse spannte über der Brust und gab ein winziges ellipsenförmiges Stück Haut frei. Eine Weile standen wir sehr nah beieinander im Türrahmen, ich konnte ihr Deodorant und ihren Raucheratem riechen. Dann schob sie mich in Richtung Bar, an der Falk stand und mit apathischem Blick einen Turm aus Würfelzucker baute.

Kann ich Ihnen was zu trinken anbieten?

Einen Schnaps, bitte, sagte ich matt und legte mein Gesicht auf dem Tresen ab. Falks Zuckerturm kippte um, und einen Moment sah er aus, als würde er darüber in Tränen ausbrechen. Die Bestatterin trat hinter die Bar, füllte ein Glas mit Wasser und stellte es vor mir ab. Auf dem blaugestreiften Papiertischläufer standen die Wörter *Hawaii*, *Rio* und *Ahoi*. Ich nahm das Glas und ging zurück hinaus aufs Deck, wo sich in der Ferne zu meiner Erleichterung bereits die Küste näherte, der Priwall, die Passat und auf der anderen Seite das Maritim Hotel in seiner ganzen Scheußlichkeit, das einen langen Schatten auf den Strand warf.

2.

Es gab zwei oder drei Dinge, die ich von meinem Vater wusste.

Der Rest bestand aus Mutmaßungen und Schlussfolgerungen, die ich den unbedachten Äußerungen und widersprüchlichen Erzählungen meiner Mutter entnahm. Die Vehemenz, mit der sie gleichzeitig oder sehr kurz nacheinander zwei völlig gegensätzliche Behauptungen zu verteidigen imstande war, faszinierte mich bis zuletzt. Der Alkohol verwischte die Erinnerungen, aber er war nicht allein schuld. Es hatte gedauert, bis mir das aufgefallen war.

Die Geschichte meiner Entstehung war ein Puzzle, bei dem die Hälfte der Teile fehlte. Eine Liebesgeschichte, möglicherweise. Eine Liebesgeschichte mit tragischem Ausgang, wobei mir nicht ganz klar war, worin die Tragik lag. Womöglich war er verheiratet gewesen oder war es noch immer. Eventuell hatte er noch eine zweite Familie oder, besser gesagt, eine erste, da wir, meine Mutter und ich, nicht zählten.

Vielleicht – und aus irgendeinem Grund, wahrscheinlich weil die Vorstellung zu ungeheuerlich schien, war mir diese Möglichkeit erst in den letzten Jahren in den Sinn gekommen – wusste er überhaupt nichts von meiner Existenz.

Mit Sicherheit war zu sagen, dass er Mitte der achtziger Jahre, genauer gesagt in der Spielzeit 86/87, am Hamburger

Schauspielhaus *Das Käthchen von Heilbronn* inszeniert hatte. Mutter spielte das Käthchen, er hatte sie beim Intendantenvorspiel an der Schauspielschule entdeckt. Ein Dreivierteljahr später wurde ich geboren. Ein Unfall, der ihrer Karriere jedoch zunächst nichts anzuhaben schien. Sie hatte mir den Namen Katharina gegeben, nach dem Käthchen, irgendwann war Ina daraus geworden.

Ich hatte mir meine ganze Kindheit und Jugend über ausgemalt, wie ich eines Tages nach meinem Vater suchen würde. Es war nur eine Vorstellung, ein Film in meinem Kopf, dessen Drehbuch je nach Lebensphase und den Büchern, die mich zuletzt beeindruckt hatten, variierte. Die Idee, irgendwann einmal aufzustehen und etwas zu tun. Eine Art Vorfreude auf ein unkonkretes Später. Bis dahin wartete ich, ohne zu wissen worauf. Etwas hielt mich zurück. Etwas, das mit den Jahren stärker wurde und lähmender und sich auf alle Lebensbereiche ausdehnte. Ich verbrachte ganze Tage auf dem Bett oder am Fenster damit, mir auszumalen, wie mein Leben, sollte es eines Tages beginnen, aussehen würde. Das Warten hatte noch nicht diesen schalen Beigeschmack, und hätte mir damals jemand gesagt, dass sich in der folgenden Dekade nichts Wesentliches ereignen würde, vermutlich hätte es sich anders angefühlt. Es fühlte sich gut an. Damals war ich immer unglücklich verliebt in irgendwen, und wenn das Gefühl schwächer wurde, suchte ich mir jemand Neues, in den ich unglücklich verliebt sein konnte, und genoss den Schmerz, der mit leisem Ziehen das Brustbein hinaufkletterte und wieder verebte, jedes Mal wenn ich an jemanden dachte. Wenn ich aus der Schule nach Hause kam, schob ich mir eine Aufbackpizza in den Ofen und setzte mich vor den Fernseher, sah Talkshows und schlecht synchronisierte Sitcoms und pseudodokumentarische Realityformate. Es hatte

etwas zutiefst und auf verstörende Weise Befriedigendes, fremden Menschen beim Leben zuzusehen, Leben, die ich nicht hätte führen wollen und vor denen ich mich in jugendlicher Arroganz in Sicherheit wähnte.

Wahrscheinlich ging es dabei letztendlich nur um das Hinauszögern der Enttäuschung, die ich erwartete. Das Schweigen meiner Mutter, das beharrlich sein konnte und dramatisch aufgeladen, hatte mich immer ein unkonkretes Schlimmes vermuten lassen. Etwas musste vorgefallen sein, das so ungeheuerlich war, dass Mutter jede Aussage, zumindest im nüchternen Zustand, verweigerte. Diese Ungeheuerlichkeit war mir als kleines Kind nicht bewusst gewesen, nicht etwa weil Mutter sich mir gegenüber zurückgehalten hätte, sondern weil ich alles, was sie sagte, mit der unerschütterlichen Ernsthaftigkeit kleiner Kinder hinnahm. In der Welt, in der ich lebte, metzelten sich Menschen auf der Bühne gegenseitig ab, später tranken sie dann Wein in der Kantine, strichen mir lachend durch das Haar, beteuerten, dass es ihnen gut gehe, dass nichts davon in echt passiert sei. Wenn Mutter ins Telefon schrie, dass sie diesen oder jenen Scheißkerl zu erschießen beabsichtigte, war ich überzeugt, dass dieser oder jener Scheißkerl am nächsten Tag tot sei, am übernächsten jedoch wieder schnapstrinkenderweise in unserer Küche sitzen und sein Messer in den Tisch bohren würde. Erst in dem Alter, da sich langsam zumindest der Versuch, die Dinge zu begreifen, aus dem Dämmerzustand des Daseins schälte, hatte sie mir Angst gemacht, und ich hatte versucht, nicht an das, von dem so beharrlich geschwiegen wurde, zu denken.

In der Pubertät wiederum begann ich, einen leisen Gefallen daran zu finden, und ein wohliges Schauern mischte sich unter die Angst, vor dem, das da lauerte, der Geschichte, die nur

umkreist wurde, in Andeutungen und unbedachten Äußerungen. In dieser Zeit fing es an, dass Mutter nach Hause kam und trank. Sie ging direkt in die Küche, warf ihren Mantel über eine Stuhllehne und setzte sich an den Küchentisch, wie man sich an den Schreibtisch setzt, an die Stirnseite des Tisches, den Rücken zum Fenster, ein Glas und eine Flasche vor sich wie eine Aufgabe. Sie konzentrierte sich darauf, den Alkohol zu vernichten, als sei er schuld an allem, und wahrscheinlich war er das auch, aber das war letztendlich eine Huhn-Ei-Frage. Mutter trank, und ich sah ihr zu. Irgendwann hatte ich festgestellt, dass die interessanten Informationen durch den Alkohol kamen, und ich folgte Mutter in die Küche, setzte mich ihr gegenüber und beobachtete sie, wie man ein Labortier beobachtet. Und Mutter sprach. Wenn sie betrunken war, sprach sie von den Möglichkeiten, die man, sie, hatte oder gehabt hatte oder gehabt hätte oder eben leider nicht. Wenn sie stockte, schenkte ich ihr nach. Irgendwo hatte ich gelesen, dass man Alkoholiker konfrontieren sollte, sie zum Trinken zwingen und ihnen dabei zusehen, um sie zu beschämen und letztlich dadurch zum Aufhören zu bewegen. Aber die Wahrheit war, dass ich das damals nicht gedacht hatte, dass ich mir das viel später erst zurechtlegte, eigentlich erst in letzter Zeit, als ich mir einredete, etwas versucht zu haben, aus einem verspäteten Schuldgefühl heraus.

Diese Abende, die unweigerlich in Nächte übergingen, in denen ich mir angewöhnte, das Gas abzustellen und es erst am nächsten Vormittag, wenn sie jammernd in der Ecke lag, wieder anzustellen, waren wie ein ernstes Spiel zwischen uns. Niemand machte Licht, in den langen Minuten, in denen nicht gesprochen wurde, weil es jedes Wort abzuwägen galt, weil ich die Gedanken angeschlichen kommen sah, hinter der Sorgenstirn meiner Mutter, ihrem Schatten, der sich gegen den schwach ausgeleuchteten Fensterrahmen abzeichnete.

Ich fuhr mit den Fingern die Macken im Holz des Tisches nach, obwohl ich mich nicht erinnerte, ob es den, der sie hinterlassen hatte, damals schon gab oder schon wieder nicht mehr gab oder ob das ein anderer Tisch gewesen war, an dem er gegessen hatte, in einer anderen Stadt. Ab und zu wanderte ein Schatten über die Decke, wenn auf der Straße ein Auto vorbeifuhr. Mutter konnte schweigsam sein, wenn man die falschen, die richtigen Fragen stellte, und ich sah ihr zu, wie sie Informationen ordnete hinter der Stirn, sie in Zweierreihe antreten ließ wie Kindergartenkinder. Ich hörte die Stille durch das Geräusch des Einschenkens, das Knallen ihres Glases auf die Tischplatte, von Runde zu Runde unkoordinierter, das Rauschen der Wasserleitungen in der Wand, das dumpfe Zucken, mit dem sich die Gastherme ein- und ausschaltete, Fernsehgeräusche aus den umliegenden Wohnungen, Schritte im Treppenhaus, die sich näherten und wieder verebbten, das Rasseln von Schlüsseln, Türen, die ins Schloss fielen. Ich wusste, dass ich sie nicht unterbrechen durfte, wenn ich an das Wesentliche heranwollte, wenngleich ich nicht genau wusste, worin es bestand, aber ich hoffte, das eines Nachts herauszufinden. Nach einer Weile waren wir so eingespielt, dass ich sofort in die Küche ging, wenn sie nach Hause kam, wortlos zwei Wassergläser aus dem Schrank über der Spüle nahm und randvoll mit Schnaps schenkte. Als ich mir zum ersten Mal selbst auch ein Glas einschenkte, sah sie mich halb belustigt, halb anerkennend an und fragte: *Hast du morgen Schule?*

Erst zur Dritten, sagte ich, was wahrscheinlich gelogen war, aber ich nahm es schon lange nicht mehr genau mit der Anwesenheit im Unterricht. Ich hatte die Unterschrift meiner Mutter perfektioniert, ihre geschwungene aggressive Schrift, wie ein Gymnasiallehrer sie von einer Schauspielerin wahrscheinlich nicht anders erwartete, zwei große M wie Marga-

rethe und wie Mayer, dahinter jeweils eine Wellenlinie, die die Buchstaben nur andeutete. Meistens benutzte ich das Wort *unpässlich*, das mir passend schien, weil sie es einmal auf einer echten Entschuldigung verwendet hatte und es glaubhaft altmodisch klang, wie ich fand, und weil außerdem jede genaue Nachfrage eine Indiskretion bedeutete, die ein in die Jahre gekommener Sportlehrer sich pubertierenden Mädchen mit hysterischen Theatermüttern gegenüber nicht erlauben konnte. Ich hatte mir die maximale Anzahl an Fehlstunden ausgerechnet, die mich gerade noch bestehen lassen würden, baute einen Puffer von einigen Stunden für einen eventuellen echten Krankheitsfall ein und war in keinem Fach öfter anwesend als unbedingt nötig.

Wenn sie weinte, hatte ich gewonnen. Mutter weinte oft und grundlos, wie mir schien, und ich saß da, mehr fasziniert als betroffen, auch ein wenig stolz, auf die Macht, die ich über sie zu haben glaubte. In diesen Momenten hatte ich ihre ganze Aufmerksamkeit, also war ich grausam. Ich selbst weinte nie. Gelegentlich schrie ich, knallte Türen oder schloss mich im Badezimmer ein. Das einzige Mal, dass ich als Kind geweint habe, war, soweit ich mich erinnerte, als Mutter Romeo und Julia getötet hatte.

3.

Was zu tun war: den Telefonanschluss kündigen, Versicherungen und Mitgliedschaften, von denen ich nichts wusste, nichts wissen wollte; Falk regelte und erledigte, öffnete Briefe, telefonierte mit Ämtern, mit dem Notar, der Bank. Das Wort *Nachlass* schwebte eine Weile mit eigenartigem Klang im Raum, zog Kreise im Erdgeschoss, durch die Diele in die Küche und zurück ins Wohnzimmer, wo Falk auf und ab lief, energisch Kartons faltete, die Handflächen unter die Achseln schob, konzentriert Möbelstücke anstarrte und mir Sätze zurief wie: *Das hier könnte was wert sein*. Ich wartete darauf, dass sich etwas einstellte, ein Gefühl, das mir in einer Situation wie dieser angemessen erschienen wäre; es stellte sich nichts ein. Ich stand, unfähig, irgendetwas anzufangen, nutz- und ratlos vor Schränken und Regalen herum, mit einem Gefühl von Vergeblichkeit angesichts all der Dinge.

Das Klavier, auf dem ich nicht spielen gelernt hatte, blaue Notenhefte, Schumanns *Kinderszenen* und Bachs *Inventionen*, vergilbte Elfenbeintasten, auf denen meine Mutter gespielt hatte, in anderen Wohnungen in anderen Städten, in einem früheren Leben. Falk schrieb mit Filzstift *Ina* auf einen Karton, auf dem zwei Männchen mit Schiebermützen und Latzhosen abgebildet waren, *Die Umzugsprofis, 6 × in Deutschland*, riss Seiten aus Frauenzeitschriften und Werbeprospekten, wickelte Geschirr darin ein, weißes Porzellan mit Goldrand

und verblichenem Rosenmuster. Hielt Dinge hoch, und ich schüttelte den Kopf oder nickte.

Ich war einige Jahre nicht in diesem Haus gewesen, vielleicht drei oder vier. War ich dann da, war sie ungeduldig, rastlos, tigerte durch die Räume, trug Dinge heran, die sie sich zugelegt hatte, zeigte sie her, brachte sie wieder fort. War oft schon betrunken, wenn ich kam, rauchte zu viel, hörte nicht zu. Wir fuhren mit dem Auto in die Kreisstadt, in das immer gleiche italienische Restaurant, wo man sie kannte, *La Grotta*: ein schummriger Keller mit klebrigen Plastiktischdecken, Stoffblumengestecken in geschmacklosen Vasen und Eros Ramazzotti aus scheppernden Deckenlautsprechern. Mutter regte sich auf, dass ich Pizza Margherita bestellte, sie selbst aß Salat und Frutti di Mare, schüttete karaffenweise Wein in sich hinein, flirtete mit dem Kellner, einem spindeldürren älteren Herrn namens Toni oder Luigi; dann kam der Koch nach vorn, ein Inder in speckiger Schürze, küsste meiner Mutter die Hand und nannte mich *Señorita*, es war grotesk, ich weiß nicht, was genau mich daran störte, alles störte mich. Später spazierten wir durch eine trostlose Innenstadt aus flachen Backsteinbauten, tranken Cocktails in leeren Bars, manchmal fing ich Streit an, provozierte sie, bis sie Flecken im Ausschnitt bekam. Zurück fuhr ich das Auto, weil sie betrunken war. Zu Hause trank sie weiter, drehte die Musik auf, bis ich mir ihren Arm über die Schulter hängte, sie die Treppe hoch und ins Schlafzimmer zerrte. Ich schlief auf dem Sofa im Wohnzimmer oder schlief nicht, lag wach und wartete auf den Morgen, an dem ich, zerstritten oder nicht, abreiste. Sie fuhr mich zum Bahnhof, hielt es nicht aus, immer waren wir viel zu früh dort und sie fort, bevor der Zug kam.

In einer Schale auf dem Küchentisch ein Durcheinander aus Zetteln, ein Plastikchip für Einkaufswagen, Kugelschreiber mit Werbeaufdruck, eine Streichholzschachtel mit der Adresse eines Restaurants. Ich nahm ein Glas aus dem Schrank, ein Senfglas mit verwaschenem Schlumpfmotiv und feinen Spülmaschinenkratzern, das eine vage Erinnerung auslöste, fuhr mit dem Daumen über die raue Oberfläche, trank ein Glas Leitungswasser im Stehen am Fenster und sah in den Garten, in dem nichts mehr wuchs. Auf der Terrasse kämpften zwei Spatzen. Ich versuchte, mir meine Mutter vorzustellen, in diesem Haus, ich konnte sie mir nicht vorstellen, nicht bei den kleinsten, unscheinbarsten Handlungen und Gesten, es gelang mir einfach nicht, mir auszumalen wie sie Geschirr spülte, sich eine Scheibe Brot schmierte; in meiner Vorstellung saß sie, reglos und mit einer Tasse Tee, einer Flasche Likör am Tisch, in der von einer unsichtbaren Uhr zertickten Stille, den Rücken zum Fenster, und wenn wir telefonierten, hallte ihre Stimme, noch immer kräftig und überartikulierte, durch die Leere des Hauses. Ich hatte sie mir immer so vorgestellt, in den letzten Jahren, hier an diesem Küchentisch, ich wusste nicht warum.

Ich öffnete den Kühlschrank. Eine Flasche Weißwein, ranzige Butter, übelriechendes Hackfleisch in rotweißkariertem Metzgerpapier, Medikamente und Batterien. Das Eisfach war vereist, eine Packung Rahmspinat darin eingewachsen, abgelaufen im letzten Jahrtausend. In der Ecke hinter dem Kühlschrank stand ein Plastiknapf mit verschimmeltem Futterrest, als ich mit dem Fuß dagegenstieß, stiegen Fliegen auf. Ich hatte nichts gewusst von einer Katze. In der Speisekammer fand ich eine Palette Katzenfutter, schwankte einen Moment zwischen Huhn und Kalb, entschied mich für Letzteres, leerte eine halbe Dose auf eine Untertasse. Den Napf warf ich mitsamt seinem Inhalt in den Müll.

Ich habe Katzen nie leiden können, ihre arrogante, undankbare Art, ich wollte immer einen Hund haben oder wenigstens ein Meerschweinchen, aber Mutter war dagegen, und schließlich bekam ich Romeo und Julia, zwei Wellensittiche, mit denen es allerdings schon bald ein tragisches Ende nahm; ich hätte ihnen andere Namen geben sollen, hatte Mutter später einmal tatsächlich gesagt. Romeo war gelb, und Julia war blau, und eigentlich waren es zwei Julias, aber das interessierte mich damals noch nicht. Sie wohnten in einem geräumigen Käfig auf der Fensterbank in der Küche, und abends sagte ich ihnen *Gute Nacht* und hängte ein Tuch über den Käfig. Eines Abends stellte meine Mutter aus unbekanntem Gründen – vielleicht hatte sie das Fenster öffnen wollen, um zu lüften oder um einem Liebhaber nachzuwinken – den Käfig auf die Nachtspeicherheizung und ließ ihn dort stehen, und am nächsten Morgen fand ich Romeo und Julia tot im Sand auf dem Käfigboden liegend.

Ich öffnete die Terrassentür. Draußen war es wärmer, als die Kühle im Haus vermuten ließ. Brüchige, moosbefleckte Steinplatten, ein rostiger Metalltisch darauf, ein Klappstuhl, auf dessen Sitzfläche verdunstetes Regenwasser einen Schmutzring hinterlassen hatte. Blaue Glaskugeln auf Holzstangen, die in den Beeten steckten oder dort, wo früher einmal Beete gewesen waren, vom Regen verwaschen, die Farbe abgeplatzt. Eine rostige Schaufel, ein einzelner schmutziger Handschuh, eine Gießkanne aus grünem Plastik. Wo der Garten aufhörte, fingen die Felder an, dazwischen eine Wand aus hohen dunklen Tannen. Ich lief ein paar Schritte durch den Garten. Durch das Fenster sah ich Falk im Wohnzimmer auf und ab gehen, sich an der Hüfte kratzen, durch das Haar streichen. Falk, der alles richtig machte, als hätte er nie etwas anderes getan, als ein Leben in Pappkartons ver-

schwinden zu lassen, wohlüberlegt, ruhig und präzise. Ich setzte mich auf die Stufen, die von der Terrasse herab in den Garten führten, den Rücken zum Fenster. Ich suchte nach einem Bild in meinem Kopf: meine Mutter im Sommer, ihr abendlicher Gang durch den Garten, wie sie stehen bleibt, die Arme verschränkt, den Kopf schräg, ihr abwesender Blick, während hinter den Tannen langsam das Licht aus dem Tag trottet. Wie sie dann prüfend einen Zweig berührt, sich in die Beete bückt, während ich auf der Terrasse stehe, in der geöffneten Tür, ungeduldig, mit gepackten Taschen. Ich war nicht sicher, ob es eine solche Situation gegeben hatte, zu symbolisch erschien es mir, das Bild eines Abschieds, aber das hatte ich damals nicht gedacht, das dachte ich jetzt, und wahrscheinlich stimmte es nicht.

Dass sie imstande gewesen ist, sich mir zu nehmen. Man sagt *sich das Leben nehmen*, als würde man sich selbst um etwas bringen. Aber was nimmt man sich, wenn man sich das Leben nimmt? Die anderen sind es, denen man etwas nimmt. Die sogenannten Hinterbliebenen. Auch so ein Wort. Ich ging zurück ins Haus und lief unschlüssig durch die Räume. Ich wusste nicht, was ich erwartet hatte. Einen Abschiedsbrief, mit Bettlaken verhängte Möbel, etwas Eindeutiges. Es war zu ordentlich für jemanden, der nur kurz einkaufen fährt, es war nicht ordentlich genug für jemanden, der vorhatte, nie mehr zurückzukehren.

Im Badezimmer im Obergeschoss startete ich eine Weile ihre Bürste an, die auf dem Waschbeckenrand lag, mit ein paar restlichen Haaren darin, die langen, kräftigen grauen Haare meiner Mutter. Ihre Badezusätze auf dem Wannensrand, Körperöle und Cremes auf dem Bord über dem Waschbecken. Ich war nicht in der Lage, irgendetwas anzurühren. Ich setzte mich auf den Badewannenrand und betrachtete die

Schimmelflecken an der brüchigen Dichtung des Fensters. Durch das Milchglas waren die schemenhaften Schattierungen der Tannen im Garten zu erkennen.

Ihre Haare in der Bürste. Die Haare einer Lebenden, die morgens aufstand, duschte, sich die Zähne putzte, die Haare kämmte. Die Bürste zwischen Seife und Zahnpastatube liegen ließ. Vielleicht einen Kaffee trank am Küchentisch, die Katze fütterte, das Haus verließ. Ins Auto stieg. Ich drückte den Stöpsel in den Abfluss, ließ kaltes Wasser ins Waschbecken einlaufen und legte mein Gesicht hinein.

Ich habe meine Mutter nicht alt werden sehen. Das heißt, ich muss wohl dabei gewesen sein, aber ich erinnere mich nicht. Ich hatte ein Bild von ihr im Kopf, das dunkle Haar zum Kranz geflochten, eine Seeräuber-Jenny im roten Kleid, ich habe dieses rote Kleid sehr geliebt an ihr. Dann das andere Bild, am Tisch in dieser dunklen Küche, in diesem viel zu großen Haus, ihr graues ernstes Alkoholgesicht. Es gab kein Dazwischen in meiner Erinnerung, meine Mutter ist für mich nur immer sehr jung und dann, plötzlich und vor der Zeit, alt gewesen. Ich wusste nicht, was zuerst da gewesen war, der Alkohol oder der Stillstand; die Resignation oder das Ausbleiben der Rollenangebote oder beides zugleich. In meinem Kopf waren diese zwei Bilder, die zwei Zeiten meiner Mutter, die ich nicht zusammenbekam, und nur eine vage Vorstellung von den fernen Jahren dazwischen. Hatte es einen Moment der Entscheidung gegeben? War sie eines Morgens aufgestanden und hatte sich gesagt, heute, heute werde ich mir das Leben nehmen, aber vorher gehe ich noch ein halbes Pfund Gehacktes kaufen und räume die Spülmaschine aus? Hatte sie, im Bewusstsein, dass dieser ihr letzter Tag sei, einen letzten Kaffee am Küchentisch getrunken und war dann mit einem feierlichen Gefühl ins Auto gestiegen? Für

sie, die sie in den letzten Jahren gewesen ist – wenngleich ich nicht sicher war, dass ich das so sagen konnte, denn schließlich war ich in den letzten Jahren kaum noch dabei gewesen –, hatte ich nur dieses eine Bild von ihr am Küchentisch, ihr gerader, verspannter Rücken, das Ticken der Uhr und das leise Gurgeln des Kühlschranks in der Stille des Hauses. Alles verschwamm in meinem Kopf wie beim Betrachten alter Fotos, wenn man nicht weiß, ob man sich tatsächlich an die Situation auf dem Bild erinnert oder ob man nur die Fotografie so häufig angesehen hat, dass man glaubt, sich zu erinnern, an die Orte und Zeiten, die Wohnungen und Häuser, in denen wir gelebt hatten, meist für kurze Zeit, ein, zwei Jahre, bevor es ein Engagement in einer anderen Stadt oder wieder jemanden zu vergessen gab. Ich verwechselte Menschen und Hotelzimmer auf Gastspielreisen, die Erinnerungen überlagerten sich und wuchsen in meinem Kopf zu einem großen, undeutlichen Bild zusammen; ein langer, dunkler Flur, eine kleine Küche, eine große Küche mit rundem Tisch, die Marken im dunklen Holz, in das ein Pfeifenraucher sein Messer gebohrt hatte; dunkle Dielen oder heller Teppich, die grauen, warmen Körper der Nachtspeicherheizungen, ein Durchgangszimmer mit Flügeltür; in der nächsten Wohnung Zentralheizung, ein Balkon, eine Untermieterin, eine Katze oder doch keine Katze.

Über die Wand des Schlafzimmers zogen sich feine Risse durch den Putz. Die Vorhänge waren zugezogen, das Bett ordentlich gemacht, nicht in Eile verlassen, eine Packung Schlaftabletten und eine Flasche Wasser auf dem Nachttisch. Über dem Bett hing ein überlebensgroßes Plakat, auf dem meine Mutter einen Dolch in der Hand hielt. In ihren hoffnungsvollsten Zeiten hing dieses Bild, in der Dunkelheit beleuchtet, an der Fassade des Hamburger Schauspielhau-

ses. Manchmal blieben Passanten davor stehen und lasen den Namen des Stückes, groß, obendrüber, und den Namen meiner Mutter, klein, untendrunter. Öffnungszeiten und Telefonnummer des Kartenvorverkaufs.

In meiner ältesten Erinnerung an das Theater stehe ich in der Gasse neben dem Inspizientenpult und sehe meiner Mutter beim Sterben zu. Ein Anblick, an den ich mich gewöhnen sollte, aber zu diesem Zeitpunkt ist er noch neu, und ich bin vier Jahre alt, ein ernstes, blasses, pummeliges Mädchen, ich höre die Erwachsenen reden, ungewöhnlich ist das Wort, ein ungewöhnlich stilles Kind. Der Inspizient passt auf, dass ich nicht auf die Bühne laufe, seine Hand liegt schwer auf meinem Kopf und schließt sich wie ein Helm um meinen Schädel. Es ist dunkel, bis auf einen Verfolger, auf meine Mutter gerichtet, die rasende Amazone, einen blassen Achill zerfleischend, merklich angeschlagen, jedoch noch äußerst wortgewandt, wenn man bedenkt, dass sie sich schon vor mehreren Minuten einen Dolch zwischen die Brüste gestoßen hat. Ein heller, klarer Kinderschrei aus dem Off. Stille. Vorhang. Meine Mutter liebte diese Geschichte, sie erzählte sie noch Jahrzehnte später bei jeder Gelegenheit.

Ich legte mich aufs Bett, drehte das Gesicht ins Kissen und atmete vorsichtig ein, es roch nach Weichspüler oder einem Parfüm, das ich nicht kannte, das nichts auslöste. Penthesilea starrte mich an, ihr schöner Wahnsinn ein Mahnmal besserer Zeiten. Ich versuchte, mir vorzustellen, wie Mutter jeden Abend hier gelegen und dieses Bild betrachtet hatte oder auch nicht, schließlich nimmt man nicht wahr, was einen täglich umgibt. Wie sie eine Schlaftablette genommen, einen Schluck Wasser getrunken, das Licht gelöscht hatte. Ich schloss die Augen. Ich konnte mir gar nichts mehr vorstellen.

4.

Am Abend in der Küche zerrieb Falk Pfefferkörner zwischen den Fingern, zerdrückte Knoblauchzehen mit dem Handballen auf dem Rand der Spüle, schüttelte mit beiden Händen energisch eine gusseiserne Bratpfanne über dem Herd; die Selbstverständlichkeit, mit der er sich in der fremden Küche zurecht fand, irritierte mich. Durch das Haus zog der seltsam lebendige Geruch von Gebratenem, und ein warmes rötliches Licht blitzte durch die Tannen im Garten, ein vermutlich atemberaubender Sonnenuntergang, den man von hier aus nicht sehen konnte. Falk war autoritär am Herd, er ließ keine Hilfe zu, nicht einmal Zwiebeln durfte ich schneiden und war dankbar dafür, legte mein Gesicht, das sich heiß und schwer anfühlte, auf die kühle Tischplatte und sah ihm zu. Wenn man Falk kochen sah, konnte man auf den Gedanken kommen, dass er gut im Bett sei. Die Präzision, mit der er vorging, die Aufmerksamkeit, die er jeder Zutat widmete. Andererseits gehörte Falk zu den Menschen, die ich mir nicht beim Sex vorstellen konnte, was an seinem Beruf lag, seinem Verhältnis zu Körpern. Er selbst hatte keinen Körper, jedenfalls keinen, der sich durch irgendetwas in den Vordergrund drängte. Alles an ihm war zu groß und zu dünn. Fraglich, ob er überhaupt Sex hatte. Seit ich vor drei Jahren bei ihm eingezogen war, war er nur wenige Male nachts nicht nach Hause gekommen, und ich hatte